
Wertewandel und Krankheit

Über Ungleichheitsfolgen moralischer Selbstbestimmung

Hermann Lübbe

Zwischen den beiden Weltkriegen war in Europa die Theorie der sogenannten Massengesellschaft aktuell. Ortega y Gasset, der große spanische Liberale, war mit seinem Titel *Der Aufstand der Massen*, der zuerst im Jahre 1929 erschien, der erfolgreichste unter den Diagnostikern vermassungsbedingter kultureller und politischer Dekadenz. „Die Souveränität des unqualifizierten Individuums, des Menschen als solchen“, sei inzwischen „als willentlicher Inhalt in das Bewusstsein des Durchschnittsmenschen eingegangen.“ „Wer nicht ‚wie alle‘ ist, wer nicht ‚wie alle‘ denkt“, laufe „Gefahr, ausgeschaltet“ zu werden. „Barbarei“ durch Vermassung sei „die ungeheure Tatsache unserer Zeit“. – Äußerungen dieser Art – das hört man ihnen an – wären heute nicht mehr feuilletonfähig, und dasselbe gilt auch für die Beschreibungen des Phänomens „Masse“, die wir in der berühmten Nummer 1000 der Sammlung Göschen mit dem Titel *Die geistige Situation der Zeit* finden. Auch dieses Buch erschien Ende der zwanziger Jahre. Sein Autor war der bereits damals weithin bekannte Psychiater und Philosoph Karl Jaspers. Es habe „ein Prozess der Nivellierung begonnen, den man mit Grauen“ erblicke, schrieb Jaspers.

Mit Zitaten dieser Art ließe sich lange fortfahren, sodass man sich mit einem „etc.“ begnügen kann. Selbstverständlich würde man damit weder Ortega noch Jaspers gerecht. Die Fülle der wahrgenommenen oder aufgelesenen, näher-

hin gelesenen kulturellen, sozialen und politischen Bestände ist bei den beiden zitierten Autoren stupend. Vieles ist davon bis heute rezent. Einiges will uns sogar als anthropologisch konstant erscheinen. Vor allem darf man auch den historisch-politischen Kontext nicht vergessen, in den sich die zitierten Diagnosen vom unaufhaltsamen Aufstieg der Massengesellschaft fügen. In etlichen Ländern waren totalitäre Einheitsparteien bereits herrschend – in der Sowjetunion vor allem und, moderater, auch der Faschismus in Italien, während in Deutschland sich die organisierten Massen noch die Wahl- und Straßenkämpfe lieferten, aus denen dann die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei als Sieger hervorgehen sollte.

Diese kulturkritische Massengesellschaftstheorie hat lange nachgewirkt – sogar über den Zweiten Weltkrieg hinaus. Dafür steht exemplarisch der berühmte Titel *Dialektik der Aufklärung* von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno. Liest man die zitierten Texte heute erneut, so ist es unmöglich, nicht überrascht zu sein. Unbeschadet zahlloser Beobachtungen, die in ihrer fatalen Bedeutung auch im Nachhinein nicht zu bezweifeln sind, bleibt in der fraglichen Kulturkritik eine elementare Konsequenz aller Egalisierungsvorgänge unberücksichtigt, nämlich die Freisetzung von Unterschieden durch Chancengleichheit und damit die sozialen und kulturellen Differenzierungswirkungen egalisierter Partizipations- und Zugangsgelegenheiten. Lenkt man den Blick auf sie, so sieht man zugleich, dass die Einsicht in den Zusammenhang von egalisierungsbewirkter Massenmobilisierung und sozialer und kultureller Differenzierung als einem Haupttrend zivilisatorischer Evolution nicht einmal neu ist. Zu den Klassikern dieser Einsicht gehören – insoweit sogar noch dem 19. Jahrhundert zugehörig – Spencer und Simmel. Herbert Spencer beschrieb die Entnivellierung als eine Hauptentwicklungstendenz moderner Gesellschaften schon in den achtziger

Jahren des 19. Jahrhunderts, und alsbald darauf in Deutschland Georg Simmel in seiner berühmten Frühschrift *Über soziale Differenzierung*. Zugespißt ließe sich, was man hier zu lesen bekam, folgendermaßen zusammenfassen: Prozesse der Massenmobilisierung haben Ungleichheitsfolgen, ja sie evozieren sogar Elitebildung.

Wieso ist das so? Vor gut einem Vierteljahrhundert haben unsere Sozialwissenschaftler zur Plausibilisierung des fraglichen Vorgangs den Begriff des Wertewandels bemüht und populär gemacht. „Wertewandel“ – das ist der Name des Hauptbegriffs einer in der Tat beobachtungssatten Beschreibung sozialer und kultureller Prozesse, bei der die kausalanalytische Frage nach den wichtigsten Faktoren dieser Prozesse noch offen bleibt. Bevor ich aus den Deskriptionen zum Wertewandel und aus den Versuchen zu seiner Erklärung etwas mitteile, möchte ich zunächst noch auf einen begriffshistorischen Vorgang aufmerksam machen, der die Vorgänge der sozialen und kulturellen Differenzierung, die für moderne Gesellschaften charakteristisch sind, in signifikanter Weise begleitet. Der Begriff des Wertes ist in seiner uns bis in die großen politischen Mahn- und Feierrede hinein vertrauten Bedeutung relativ neu. In der traditionellen europäischen Morallehre hingegen, in der Ethik also, spielte der Begriff des Wertes gar keine Rolle. Die maßgebende Unterscheidung, die wir mit dem heute überwiegend üblichen Gebrauch des Wertebegriffs einzuebnen pflegen, war die Unterscheidung von Tugenden einerseits und Gütern andererseits. Es hat, wie mir scheinen will, seine Evidenz, dass wir auch heute immer wieder einmal, besser als pauschal von „Werten“, mit einem unterscheidungs bewirkten Gewinn an Deutlichkeit einerseits von Tugenden, also etwa von der Tugend der Mäßigkeit, der Klugheit, der Tapferkeit oder auch der Gerechtigkeit sprechen sollten, und andererseits von „Gütern“, also von Gesundheit, Wohlfahrt oder Sicherheit und ihren je-

weiligen Voraussetzungen. Historisch ist der Wertebegriff erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Moralphilosophie gelangt, und zwar als ein aus der Ökonomie übernommener Begriff, innerhalb welcher der Wertebegriff bereits in der Antike seinen traditionellen Ort hatte.

Die konzeptuelle Anleihe, die im 19. Jahrhundert die Moralphilosophen bei der Ökonomie machten, ist nun freilich kein Zufall. Der Wertebegriff ist ja, traditionell ökonomisch verstanden, ein Begriff für das Maß unserer Schätzung von Gütern, und diese Schätzung schwankt bekanntlich nach den Verfügbarkeitsbedingungen von Knappheit oder Fülle sowie nach dem Wechsel unserer Angewiesenheiten auf Güter.

Mit der Dynamik der zivilisatorischen Evolution wechseln rascher als in vormoderner Alltagserfahrung die Gründe, die wir haben, ein Gut anders als bisher zu schätzen, nämlich mehr oder weniger, ohne dass darüber die Eigenschaft eines Gutes, ein Gut zu sein, als solche verschwände. Die Dynamik der Entwicklung des Wertes von Grundstücken in Abhängigkeit von ihren verkehrsinfrastrukturbedingten Standortqualitäten ist dafür ein naheliegendes Exempel von fortdauernder Aktualität. Für Tugenden gilt Analoges. Der Wert der Tapferkeit, zum Beispiel, steigt in Lagen, in welchen eine politische Kommunität ohne Aufopferungsbereitschaft ihrer Mitglieder nicht bestehen kann, im Krieg also oder in politischen Lagen fälligen Widerstands. Nichtsdestoweniger behält, unaufdringlicher, die Tugend der Tapferkeit auch in politischen Normallagen ihren Wert – dem Engagement für die freiwillige Feuerwehr zum Beispiel. Analog gibt es für die traditionsreiche Mäßigkeitspredigt, triviale Konsumgüter betreffend, in Zeiten ärgsten Mangels keinen naheliegenden Ansatz, wohl hingegen in sogenannten Überflusgesellschaften, und so in allem.

Werte also, die Intensitäten unserer Schätzung von Gütern und Tugenden, ändern sich, und zwar auch dann,

wenn diese Güter und Tugenden als solche den Status alterungsresistenter, also klassischer kultureller Bestände haben. Das aufnehmend möchte ich nun zunächst plausibel machen, wieso im Lebenszusammenhang der modernen Zivilisation eine von den Theoretikern des Wertewandels hervorgehobene moralische Kompetenz, nämlich die der sogenannten Selbstbestimmung, ständig an Wert gewinnen musste. Wieso ist das so? Unter Inanspruchnahme einer theoriebildungspraktischen Risikolizenz, auf die man sich bei philosophischen Orientierungsbemühungen angewiesen wissen muss, ließe sich antworten: Wachsende Selbstbestimmungsansprüche resultieren aus Freiheitsgewinnen. „Freiheit“ ist dabei ihrerseits ohne jede Emphase als Dispositionsfreiheit verstanden. Diese lässt sich in Zeitmaßen ausdrücken. Ich demonstriere das mit ein paar Zahlen aus der Sozialstatistik. Zahlen haben ja stets den Vorzug, dass sie so anschaulich sind. Also: Noch im Zeitalter der Frühindustrialisierung, also etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Hauptepoche des europäischen Eisenbahnbaus, verbrachten die berufstätigen Familienernährer etwa 16 bis 18 Prozent ihrer Lebenszeit mit Berufsarbeit. Seither ist der entsprechende Anteil dramatisch geschrumpft – teils wegen reduzierter Berufsarbeitszeit, vor allem aber wegen der expandierenden vorberuflichen Ausbildungszeiten einerseits und der immer noch kontinuierlich ansteigenden durchschnittlichen Lebenserwartung andererseits. Gesamthaft heißt das: Es sind lediglich etwa acht Prozent sozialstatistisch durchschnittlich verbrachter Lebenszeit, die wir heute noch mit Berufsarbeit im arbeitsrechtlichen Sinn verbringen – ein Anteil, der seiner geringen Größe wegen Unerfahrene überrascht.

Eine weitere Auskunft der Sozialstatistik, die für die temporale Struktur moderner Lebensverbringung signifikant ist, besagt, dass noch zur Zeit des später so genannten Wirtschaftswunders ein Arbeitnehmer, wenn er aus dem

Arbeitsleben ausschied, also, wie man im Ruhr-Revier sagte, „die Rente durch“ hatte, auf etwa 95.000 Berufsarbeitsstunden zurückschauen konnte. Inzwischen ist die einschlägige Zahl auf durchschnittlich unter 65.000 Stunden abgesunken. Der einschlägige Trend ist freilich gebrochen, ja er hat sich hie und da schon umgekehrt, nämlich unter dem Druck der Finanzierbarkeitsprobleme künftiger Renten in der Konsequenz wohlbekannter demografischer Entwicklungen.

Zurück zu den Zeitmaßen messbarer Freiheitsgewinne: Nie zuvor haben sich die Lebenszeiträume weiter gedehnt, in denen nichts geschähe, wenn es nicht selbstbestimmt geschähe. Das altbekannte Thema „Freizeit“ ist dabei nur ein Teil der Sache. Die erwähnte Studienzeit – keine Berufsarbeitszeit also – ist banalerweise keine Freizeit, aber wie andere Lebenszeitanteile auch noch ein temporaler Lebensabschnitt, dessen gelungener oder auch weniger gelungener Ausgang wie von nichts anderem von unserer Fähigkeit zur Selbstbestimmung abhängt.

Also noch einmal: Wie nie zuvor ist uns allein schon kraft der Zeitfreisetzungsfolgen des Zivilisationsprozesses die Fähigkeit selbstbestimmter Lebensführung abverlangt. Unter den Bedingungen der Ärmlichkeit und der Not vormoderner oder auch frühindustrieller Lebensumstände stellen sich Selbstbestimmungsprobleme in wohlbestimmter Hinsicht gar nicht. Lebensführungsprobleme lösen sich insoweit relativ einfach, wenn die Evidenz dessen, was uns für die Lebensfristung abverlangt ist, Alternativen gar nicht bietet. In wohlbestimmter Hinsicht ist es somit unter solchen Bedingungen sogar einfacher zu leben. Die Psychiatriestatistik scheint das durch die Auskunft zu bestätigen, dass die Suizidgefährdung nicht in Zeitläufen äußerer Not am größten ist, sondern vielmehr anwächst unter Bedingungen eines Lebens unter dem Druck von Beliebighkeitsalternativen.

Selbstbestimmungsansprüche – die beherrschende Größe also im sogenannten Wertewandel – lassen eo ipso die Menge der lebensführungspraktisch auffälligen kulturellen Alternativen und zugleich auch die Niveaus der jeweils erreichten Kultivierungsniveaus auseinanderdriften. Sie tun es allein schon kraft der sozialen Ungleichverteilung der Faktoren, die unsere jeweiligen Selbstbestimmungsfähigkeiten mitbestimmen – Faktoren, die sich überdies nur in engen Grenzen politisch disponibel machen lassen, und in etlichen Hinsichten sogar prinzipiell nicht. Entsprechend ist die, wie erwähnt, schon im späten 19. Jahrhundert beschriebene wachsende Differenzierung unserer Lebensformen und in eins damit die wachsende Ungleichheit individuell oder auch gruppenspezifisch erreichbarer Lebensführungsniveaus in modernen, also egalitär verfassten Gesellschaften unaufhaltsam und ihrer partiellen politischen Indisponibilität wegen sogar anerkennungsbedürftig, wenn anders wir mit ihr rational wollen umgehen können.

Mit einigen wenigen Strichen lässt sich anschaulich machen, was die modernitätsspezifische Differenzierung der Lebensführungs- und Könnerschaftsniveaus bedeutet. „Herr Kollege“, so fragte mich vor drei Jahren ein Emeritus, der noch etwas älter ist als ich selber, „Sie übernehmen ja noch dann und wann Gastprofessuren und haben Kontakte zur heutigen jungen Generation – sind denn nun die Studenten besser oder schlechter als zu unserer Zeit? Man hört dies und das!“ Spontan fiel mir darauf als Antwort die folgende ein: Beides ist zugleich der Fall. Doktorhüte sind heute in einer Menge wie nie zuvor zu verteilen. Aber nie zuvor war auch die Anzahl und der Anteil akademischer Abschlussarbeiten größer als heute, die nach erfüllten methodischen Standards der Forschung, nach aufgewendeter Arbeit und überdies nach Leistung, ja in den einschlägigen Fällen nach literarischer Qualität sogar schlechterdings als meisterhaft einzuschätzen sind. Fort-

geschrittene Studenten liefern heute Semesterarbeiten ab, mit denen man vor fünfzig Jahren hätte promovieren können. Das ist die eine Seite der Sache. Die andere Seite bekäme man über die Vergegenwärtigung der Studienabbrecherquoten zu Gesicht.

Sogar schon in den schulischen Anfängen unserer Bildungswege lassen sich die Differenzierungswirkung egalitär verpflichtend gemachter Bildungsgelegenheiten erkennen. Die benachteiligenden Folgen ungünstiger sozialer Herkunftsmilieus sind wohlbekannt, und Förderschulen sollen ihrem Ausgleich dienen. Umso auffälliger werden dann diejenigen Leistungsunterschiede, zu deren Kennzeichnung früher einmal die Wörter „begabt“ und „unbegabt“ zur Verfügung gestanden hätten. Wer sich dabei in seinen Verfassungsrechten verletzt fände, könnte klagen. Wer trotz anhaltender Bemühungen, ihn transitiv zu begaben, sich benachteiligt fände, würde lebensunfähig, wenn er nicht lernte, sich in den wie nie zuvor auffällig gewordenen unüberwindbaren Grenzen seiner Fähigkeiten einzurichten.

Dazu bedarf es ersichtlich in jeder Gesellschaft einer eigenen Kultur der Selbstannahme des eigenen jeweiligen Andersseins in seiner wie nie zuvor vergleichsabhängigen Aufdringlichkeit. Wem das befremdlich vorkommt, möge sich die spezifisch modernen Umstände vergegenwärtigen, die heute Behinderungen in wohlbestimmter Hinsicht auffälliger werden lassen. Ausgleichshalber, gewiss, gibt es seit Langem zum Beispiel früher so genannte Hilfsschulen, die in ängstlicher Bemühtheit, belastende, aber nur begrenzt kompensierbare Unterschiede verbal tunlichst unsichtbar zu halten, „Hilfsschule“ nicht mehr heißen durften und just in dieser Bemühtheit die Aufdringlichkeit der Lebensprobleme, auf die sie sich bezogen, nur umso größer machten. Auch der Behindertensport lehrt Analoges. Am guten Sinn dieses Sports gibt es keinen Zweifel. Nichtsdestoweni-

ger sind Unsicherheiten lebensdienlichen Umgangs mit Behinderungen verblieben. Man erinnere sich: Noch vor wenigen Jahren gab es im Fernsehen Werbung für eine Aktion, die dem damals noch ungeniert so genannten „Sorgenkind“ galt. Heute ist das fragliche Sorgenkind verbal abgeschafft, und die Werbung zu seinen Gunsten bringt sich mit den frohgemuten Aufruf „Es lebe der Unterschied!“ ins Bild. Man versteht spontan, was gemeint ist, und bemerkt zugleich die Hilflosigkeit im Bemühen, mit dem zitierten Aufruf Lebenslasten als wünschbar erscheinen zu lassen, mit denen wir heute unbeschadet ihres Lastencharakters lediglich besser als früher umzugehen gelernt haben.

Auch in harmlosen Exempeln spiegelt sich solche Hilflosigkeit des Umgangs mit Ungleichheitserfahrungen, deren Intensität in egalitären Gesellschaften kraft der Begrenztheit verfügbarer Ausgleichsmöglichkeiten zunimmt. In der Printmedienevolution expandieren bekanntlich Gratisblätter. Eines der weltweit erfolgreichsten dieser Blätter wird in deutschen Apotheken beim Einkauf den Kunden ausgehändigt. Seine Qualität ist nach meinem Kunden- und Laienurteil ausgezeichnet, und es verführt die Patienten auch nicht zu pseudomedizinischer Besserwisseri. Entsprechend groß ist die Nachfrage. Die gesundheitspolitische Wirkung dieses Massenblattes darf man als bedeutend einschätzen. Seine Dauerbotschaft ist klar und von alterungs-resistenter klassischer Herkunft: „Seid mäßig und bewegt euch!“ Dass dazu in modernen Gesellschaften nicht zuletzt der Sport gehört, wird in der fraglichen Zeitschrift zur Evidenz gebracht, und umso erstaunlicher klingt dann die Empfehlung einer prominenten und klugen Leitartiklerin, einer Ärztin, man möge doch künftig bitte Schulsportleistungen nicht mehr benoten. Wieso nicht? Um den Spielcharakter unserer Selbsterfahrung nicht durch quantifizierte Leistungsvergleiche zu verderben! – Ersichtlich ist in dieser Mahnung der Sport missverstanden. Die Verschaffung von

Gelegenheiten vergleichsfähiger Erfahrungen unserer Könnerschaften gehört zum Sinn des Sports, und das seit alters gemäß einem viel zitierten Wort des Apostels Paulus in seinem ersten Brief an die Korinther.

Man darf riskieren zu sagen: Die Bürger wissen heute gemeinhin unbefangener mit Erfahrungen ihrer indisponibel ungleich verteilten Könnerschaften und Schwächen umzugehen als die Repräsentanten von Organisationen, die sich um Ausgleichshilfen bemühen, oder auch als unsere schul- und sozialpolitisch engagierten Parteienvertreter, die sich heute mit zusätzlichen Ausgleichsleistungsversprechen bei den Wählern empfehlen möchten. Der erwähnte Massensport ist darüber in die Rolle der mit Abstand wichtigsten Massenkultur eingerückt, in der wir heute breitenwirksam lernen zu akzeptieren, dass unsere Stärken und Schwächen eben höchst unterschiedlich verteilt sind und dass der Ausgleich dieser Schwächen und die Steigerung unserer Könnerschaften die Aufbietung von Kräften verlangt, die ihrerseits wiederum nur in sehr engen Grenzen gleich verteilt verfügbar gemacht werden können. Eine Moral neidloser Anerkennung von Leistung wird sportkulturell herrschend. Man lernt, sich über den Erfolg anderer zu freuen. Das Aburteil über Betrugsversuche wird harsch. Der Sinn für Fairness ist wach, und innerhalb ungewisser Grenzen werden sogar die exorbitanten Einkommensdifferenzen, bewundernd gar, hingenommen, die an den Unterschieden jeweiliger Beiträge zum massenmedialen Unterhaltungswert des Sports hängen.

Konservative Kulturkritik neigt dazu, Moralverfall zu beklagen, und tatsächlich fehlt es zu keiner Zeit an Beständen, die zu dieser Klage Anlass geben. Jeder Medienkonsument könnte auch heute die Fülle der Bestände nennen, die den besorgten Moralisten provozieren müssten – von den Alltagsvandalismen, die in den U-Bahnen etlicher Großstädte die Bezüge der Sitze aussehen lassen wie die Leinwände Fon-

tanas, bis hin zur großen Korruption im Umgang mit öffentlichen Subventionsmitteln, über die, zum Beispiel, noch vor Kurzem immer wieder einmal in der Landwirtschaftsadministration der Europäischen Union zu klagen war.

Es liegt mir fern, das zu bagatellisieren, aber meine Absicht war, den Blick einmal in die umgekehrte Richtung zu lenken, damit wir sehen und erkennen, dass, statt Moralverfall, Tendenzen der Moralisierung unseres privaten und öffentlichen Lebens für die moderne Zivilisation charakteristisch zu sein scheinen. Nicht zuletzt für die Gesundheitskultur gilt das. So möchte man inzwischen die armen Raucher bedauern, die unter ein dramatisch verschärftes moralisches Aburteil, ja sogar unter gesetzliche Verbote geraten sind. Fast alle öffentlichen Gebäude sind ihnen, soweit sie ihrem Laster frönen möchten, verschlossen. Sie müssten, um ihre Zigarette konsumieren zu können, sich ins Freie begeben und dort sich in eine Ecke drücken. In den USA werden die dort wie auch anderswo in der Tat auch anteilmäßig zunehmenden „Fetten“ erbarmungslos so benannt und allerlei Nachteilen unterworfen. Längst ist sozialstatistisch vermessen, dass die Anstellungschancen von Hochschulabsolventen bei wachsendem Leibesumfang sinken.

Mit sich selbst und zumal mit den lebenspraktischen Voraussetzungen der Erhaltung der eigenen Gesundheit richtig umzugehen – das gehört, in Kategorien traditioneller Ethik ausgedrückt, zu den Pflichten, die wir gegen uns selbst haben. Modernisierungsabhängig wächst die gesundheitskulturelle Bedeutung dieser Pflichten. Elementare Fakten der Krankheitskulturgeschichte machen das sichtbar. Von unseren Medizinhistorikern wissen wir doch, dass noch im Zeitalter der Frühindustrialisierung die übergroße Mehrheit der Menschen, über siebzig Prozent, an sechs bis acht hauptsächlichen Krankheiten starb, nämlich an den damals als Krankheiten zum Tode dominierenden

großen Infektionskrankheiten. Noch die Großeltern der Älteren unter uns wussten von den Diphtherie-Epidemien zu berichten, die zu statistisch wohlbekanntem Anteil Kleinkinder hinwegrafften. Die älteren Männer starben noch im Beginn des 20. Jahrhunderts, vor der Erfindung der Sulfonamide, zu erheblichen Anteilen an der Lungenentzündung. Der Schwindsucht fielen ganze Bauerfamilien zum Opfer. Man lese das in den exzellenten Krankheitshistoriografien nach, die wir unseren Wissenschafts- und Kulturhistorikern zu verdanken haben.

Heute nun werden wir wiederum zum weitaus größten Anteil an einigen wenigen hauptsächlichsten Krankheiten zum Tode sterben – das freilich in dem bereits erwähnten ungleich höheren Durchschnittsalter, das wir in Abhängigkeit von den Lebensvorzügen moderner Industriegesellschaften inzwischen erreichen. Die Krankheiten, die uns heute hauptsächlich zu schaffen machen, haben eine wesentlich andere kulturelle und soziale Charakteristik als die erwähnten Krankheiten zum Tode in der Frühgeschichte der Industriegesellschaft. Auch der Laie weiß sie unter dem populären Namen der Zivilisationskrankheiten anzusprechen, und auch die lebenspraktische Charakteristik dieser Krankheiten ist ihm vertraut. Anders als die erwähnte tödliche Lungenentzündung im Männeralter ereilen uns die modernen Krankheiten zu erheblichen Anteilen nicht überfallartig, sondern vielmehr schleichend – häufig nach Ablauf von erinnerungspraktisch wohlvertrauten Jahrzehnten gesundheitsgefährdender Lebensverbringung. Um Spätfolgen des täglichen Glases zuviel, das man sich gestattet hat, handelt es sich, oder auch um Spätfolgen der Trägheit, in der man es nicht vermochte, sich selbstbestimmt sportlich zu betätigen oder auch nur der seit alters gerühmten Gartenarbeit zuzuwenden. Die Spätfolgen des Tabakabusus – auch sie sind es, mit denen wir es heute zu tun bekommen. Die erwähnte *Apothekenumschau* beschreibt es ja.

Die kulturgeschichtliche Quintessenz dieses zivilisationsabhängigen Wandels der Krankheiten zum Tode hat der Heidelberger Medizinhistoriker Schipperges mit Rekurs auf die antike Mythologie zusammengefasst. Schipperges sagt: Von den beiden Töchtern des Asklepios, Panakeia und Hygieia, wird gegenüber Panakeia, die für die eingreifenden Mittel der Pharmazeuten, auch der Chirurgen zuständig ist, Hygieia, die vorbeugend tätig ist, immer wichtiger – nicht, weil Panakeia versagt hätte, vielmehr umgekehrt deswegen, weil, vor dem Hintergrund außerordentlicher Wohltaten, die wir Panakeia zu verdanken haben, uns nun umso mehr bedrängt, was Hygieia ungleich leichter vorbeugend abwenden als Panakeia im Nachhinein therapieren kann. Eben das heißt aber: Der Unterschied, den es macht, gesund oder krank zu sein, war niemals zuvor in der Kulturgeschichte so sehr wie heute ein von moralischen, nämlich lebensführungsrelevanten Faktoren abhängiger Bestand.

Genau darauf stützte sich, und zwar bereits im späten 19. Jahrhundert, die Prognose, die zivilisationsevolutionär zunehmende Lebensführungsabhängigkeit von Gesundheit und Krankheit werde in Verbindung mit den dramatischen Fortschritten der therapeutischen Leistungen moderner Medizin allmählich den traditionellen religiösen Aspekt der Gesundheitskultur gegenstandslos machen. Zuvor Unverfügbares, so schien es, wird im Zivilisationsprozess in Verfügbares verwandelt. Lebensvoraussetzungen, die früher einmal schlechterdings handlungsmachtstranszendenten Charakter hatten, werden zu Objekten unserer Könnerschaften und somit unter Handlungssinnes Gesichtspunkten validierbar. Kontingenz verwandelt sich in handlungsrational kalkulierbare Daseinsvoraussetzung, zumindest näherungsweise, und macht entsprechend Religion als Kultur des vernünftigen Verhaltens zum Unverfügbaren fortschreitend gegenstandslos – so scheint es.

In wohlbestimmter Hinsicht ist das genaue Gegenteil der Fall. Je weiter tatsächlich unsere Könnerschaften reichen, je mehr wir bis in den existenziellen Unterschied von Gesundheit und Krankheit hinein die Lebensgunst dieser Könnerschaften in Anspruch nehmen, ja partiell wie Selbstverständlichkeiten hinnehmen, umso aufdringlicher wird die Erfahrung der Grenzen solcher Könnerschaften, und, noch einmal, umso aufdringlicher wird sie in der Erfahrung der Unglücksfälle, ja Katastrophen, die nach statistischer Evidenz sogar unvermeidlich aus Irrtümern und Fehlern unserer könnerschaftlichen Betätigungen resultieren.

In der Zusammenfassung und in der Wiederholung heißt das: Die Unterscheidung des Disponiblen und insofern moralisch Verantwortungsbedürftigen einerseits und des Indisponiblen andererseits ist keine leere Unterscheidung. Aber der Unterschied, den es macht, dass wir einiges können und anderes nicht, dass wir es jetzt noch nicht können, aber vielleicht morgen, dass wir es können und andere nicht und dass Perfektion einerseits und Irrtums- und Fehlerlosigkeit andererseits nie eine vollständige Alternative bilden – all diese Unterschiede sind ihrerseits wieder indisponibel. Kulturevolutionär heißt das: Den Bedingungen der Nötigkeit religiöser Kultur lässt sich nicht entkommen – auch durch die Fortschritte der Medizin und durch gesundheitsdienliches Verhalten nicht, und dass nach kulturhistorischer Evidenz just die Mediziner, im Monistenbund zum Beispiel, zu disproportional hohen Anteilen unter den Wissenschaftlern sicher waren, Vollbringer eines Fortschritts zu sein, der die Religion gegenstandslos machen würde, hatte, wie man inzwischen sieht, seinen primären Grund im Unverstand der Frommen und zumal der Theologen unter ihnen, die vermeinten, religiöse Lebensgewissheit wider wissenschaftliches Wissen verteidigen zu sollen.